

Abonnenten:
Monatlich 60 Pfennig ausschließlich
Trägerlohn; durch die Post bezogen
bei Selbstabholung vierteljährlich
Mark 2.10, monatlich 70 Pfennig.
Geschiedt an allen Wochentagen
nachmittags.

Telegraphen-Adresse:
„Vollstimmte, Frankfurt/Main“.
Telephon-Anschluß:
Amt Hanfa 7435, 7436, 7437.

Vollstimmte

**Die gesetzlich vorgeschriebene
Anzeigezeitung für die
Inserate für die
Wahlbezirk Wiesbaden
ist die Vollstimmte
in Frankfurt a. M. vom 9. Ubr.**

Postfach 529.
Union-Druckerei, G. m. b. H.
Frankfurt a. M.
(nicht „Vollstimmte“ adressieren!)

Sozialdemokratisches Organ für Wiesbaden-Biebrich-Rheingau, Lahntal, Westerwald

Verantwortlich für Politik und Allgemeines: Richard
Wittich, für den übrigen Teil: Gustav Hammer,
beide in Frankfurt a. M.

Separat-Ausgabe für Wiesbaden
Redaktion, Verlag und Haupt-Expedition: Frankfurt am Main, Großer Hirschgraben 17.
Redaktionsbüro: Weiskirch 49, Telephon 1025 — Expedition: Weiskirch 9, Telephon 3715.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Georg Moler —
Verlag der Vollstimmte Moler & Co. — Druck der
Union-Druckerei, G. m. b. H., sämtl. in Frankfurt a. M.

Nummer 34 Mittwoch den 10. Februar 1915 26. Jahrgang

150 englische Schiffe auf der Suche nach Unterseebooten. Hartnäckige Karpauthenkämpfe. — Vorpostenscharmützel am Suezkanal.

„Kleinigkeiten.“

Das preussische Dreiklassenhaus ist gestern bei seiner
Eröffnungssitzung der Schluß einer Art innerpolitischen
Diskussion gewesen, der ersten seit Kriegsbeginn in einem
deutschen Parlament: sie hielt sich in sehr maßvollen Formen,
aber sie stellte doch eine parteipolitische Auseinandersetzung
dar. Genosse Birch gab eine polemische Erklärung, die
namentlich die Vereinfachung des Dreiklassenwahlrechts von der
Regierung forderte, im Namen unserer Fraktion ab, und der
konservative Heißsporn von Hildebrand antwortete mit einer
Abwehr, die von den sozialdemokratischen Wünschen als
„Kleinigkeiten“ sprach. Ein überflüssiger Zwischenruf von
Liebknecht verhalf der Stimmung noch etwas, und die
erste Sitzung schloß mit einer kleinen Rundgebung der
„übrigen“ Mehrheit gegen die sozialdemokratische Minderheit.

Nun rechtfertigt der Inhalt und der Wortlaut der Er-
klärung unserer Landtagsfraktion kaum die Proteste, zu deren
öffentlichem Mundstück sich Hildebrand mit offenbarem
Vergnügen an der Parteipolemik machte. Unsere Genossen
hätten keine Partei angegriffen. Sie hatten sich lediglich an
die Adresse der Regierung, die doch tatsächlich verantwortlich
für die innerpolitische Lage ist, gewendet und ihr das Ver-
trauen dieser Verantwortung durch den Hinweis auf die
Notwendigkeit grundlegender innerer Reformen zu schärfen
gesucht. Das war wirklich nichts an den Haaren Herbeige-
zogenes oder nicht an die Stelle Gehörtes, sondern der
Ausdruck echter Volkszornes, daß die innere preussische
Politik, statt in alte Fehler zu verfallen, vielmehr kräftig
mithilfe, die Geschlossenheit der kriegsreifen Abwehr nach
außen zu verstärken. Niemand wird doch bestreiten: preus-
sische Regierungserklärungen darüber, daß die Dreiklassen-
politik auf jedem Gebiet endgültig aufgegeben werden solle,
würden, namentlich wenn sie begleitet wären von den ent-
sprechenden Taten, einen Volksjubel in den Schützengräben
von Frankreich bis Rußland und im ganzen Deutschen Reich
auslösen, der unbeschreiblich wäre und den Schwung unserer
Landesverteidigung erhöhte bis zur Unbesieglichkeit. Es ist
trüb, in der Erklärung unserer Genossen fehlt die ausdrück-
liche Erwähnung dieser wichtigen Beziehung unserer Wünsche
zum gegenwärtigen Kampfe. Aber jeder fühlt und kennt
diese Zusammenhänge. Je freier man im Innern ein Volk
stellt, desto tapferer und resoluter kämpft es für sein Land.
Bei diesem guten Willen hätte selbst Hildebrand dies wenn
nicht zugegeben, so doch einsehen und beachten können. Sein
Satz, daß es sich jetzt nur um Kampf und Sieg im Felde
handelt, ist falsch, grundfalsch. Es kommt, wie alle wissen, sehr
viel auf die innere Rüstung zu diesem Kampfe an, und zu
dieser gehört neben der wirtschaftlichen die soziale und die
politische. Sie sei so bewußt, daß sie unsere kämpfenden
Heeresmänner zu den höchsten Leistungen anspornt — nichts
anderes wollte unser Redner sagen. Das mit einer gering-
schätzigen Gendarmenbewegung und dem Worte „Kleinigkeiten“
obten zu wollen, ist mindestens sehr unklug, wenn nicht mehr.
Namentlich wenn es zu führen versucht wird durch den Ruf „Opfer
bringen“ aus dem Munde eines preussischen Agrariers. Unser
Lebensmittelmangel steht bekanntlich gar nicht so aus, als ob
die deutschen Landwirte sich beeilt hätten, „Opfer zu bringen“.
Und wenn dazu die Abweisung innerpolitischer Fortschritte
für ein schaffendes Volk kommt, das wirklich draußen im
Felde arbeitslos und unbestreitbare Opfer bringt, so ver-
schärft diese Abweisung unnötiger Weise eine Lage, die durch
ein paar einfache und große politische Taten der Regierung
zur Besserung der Welt zu machen wäre.

Vielleicht gibt die weitere Tagung des Dreiklassenhauses
Gelegenheit dazu, diese Dinge aufzuklären und zu fördern.
Zum erstenmal sind unsere Freunde in der Budgetkommission
vertreten. Das ist ein gutes Zeichen für die Möglichkeit
innerpolitischer Abmachungen. Noch ist es reichlich Zeit
das gute Werk zu tun, das unsere Fraktion in Fluß
bringen will: Vertrauen gegen Vertrauen, Volkswirtschaft
und Volkswort gegen Volkswort auch in Preußen!
Nichts Unmögliches, nichts Utopisches, nur der Fortschritt
zur bürgerlichen Stufe der Entwicklung nach süddeutschem
Muster, wo es auch geht: nur Aufgeben des inneren
Preussentums zur Gewinnung der höchsten Volkseinheit im
aufgebrungenen Kampfe nach Außen!

Der gestrige Tagesbericht.

(Wiederholt, weil nur in einem Teil der gestrigen Auflage enthalten.)
Großes Hauptquartier, 9. Februar. (W. V.
Amlich.) Westlicher Kriegsschauplatz: Es ist nichts
Besonderliches zu berichten.
Ostlicher Kriegsschauplatz: In der ost-

preussischen Grenze wurden wiederum einige kleinere
örtliche Erfolge errungen; sonst Lage unverändert.
Oberste Heeresleitung.

Türkenkämpfe am Suezkanal.

Weil es nur in einem Teil der gestrigen Auflage stand,
wiederholen wir folgendes Telegramm:
Konstantinopel, 9. Febr. (W. V. Amlich.) Das
Kommando der türkischen Armee gegen
die anglo-ägyptischen Kräfte machte einen erfolgreichen
Erfolgsmarsch durch die Wüste, trieb die vorgetriebe-
nen Truppen der Engländer gegen den Kanal hin zurück und über-
schritt sogar mit einigen Kompanien den Suezkanal
zwischen Tinnis und Suez. Trotz des heftigen englischen
Artillerie- und Panzerfeuer beschafften unsere Truppen den Feind
während des ganzen Tages und Nächte seine Verteidigungsmittel
in vollem Umfange auf. Ein englischer Kreuzer wurde durch unser
Geschützfeuer schwer beschädigt. Unsere Avantgarde wird die Ab-
klärung mit dem Feinde aufrechterhalten und den Aufklärungsdienst
auf dem Suezkanal versehen, bis unsere Hauptmacht zum
Angriff schreiten kann.

So scheint also der Beginn der Entscheidungskämpfe
nahegerückt. Den Engländern war sehr reichlich Zeit gelassen
zur Vorbereitung einer umsichtigen Verteidigung und sie
haben die Zeit wohl auch zur Genüge ausgenutzt. Wenn jetzt
eine Nachricht aus Konstantinopel kommt, daß nur knapp 70 000
Mann Truppen in ganz Ägypten und darunter seien Sech-
zehnjährige, überhaupt, das es um die Kriegsfähigkeit
der englischen Truppen und Hilfstruppen, so haben wir zu
solchen Ausstellungen wenig Vertrauen. England weiß, was
die Herrschaft über den Suezkanal bedeutet, zur Behauptung
seiner Herrschaft hat es englische, australische, indische, ange-
lich auch kanadische Truppen angehauft; ein ganzes Netz von
Verteidigungsanlagen ist angelegt, Kriegsschiffe kreuzen auf
dem Kanal und die weitwärts vom Kanal sich hinziehende
Eisenbahn ist zu Truppenverschiebungen trefflich zu ge-
brauchen. Viel schwieriger ist die Lage der Angreifer, die
beim Anmarsch an wenige Karawanenstraßen gebunden sind
und auch für den Nachschub an Verpflegung, Material usw.
keine Eisenbahn zur Hand haben, es sei denn, daß angelegte
Feldbahnen. Das Heranbringen von schweren Geschützen durch
die Wüste muß ungeheure Schwierigkeiten bereiten; ohne
schweres Geschütz ist aber gegen Kriegsschiffe kaum erfolgreich
zu operieren. Das Unternehmen der Türken ist also schwierig
und gefährlich, gelingt es, dann freilich ist der Erfolg so be-
deutend, daß er selbst sehr hohe Opfer lohnen würde.

Das oben wiedergegebene Telegramm läßt deutlich er-
kennen, daß es sich zunächst nur um eine Erkundung durch
eine Vortruppe der Türken handelte; immerhin mehr als die
bisherigen Plänkelleien der Beduinentruppen. Die Stelle,
wo die Kompanien über den Kanal (wahrscheinlich in
Rähen) setzten, ist zwischen Ismailia und dem großen
Bittersee, auf dem beigegebenen Kartchen leicht zu finden.



Als Erkundungsversuch ist der Vorstoß jedenfalls wohl-
gelingen, er wird wertvolle Einsichten in die Verteidigungs-
anlagen des Feindes verschaffen haben.

Es liegen noch Berichte vor, die von steigender Mit-
stimmung ägyptischer Kreise, namentlich auch der mohamme-
danischen Geistlichkeit sprechen. Angeblich haben auch die
Senniten sich nun wirklich zum Krieg gegen England ent-
schlossen.

Von der Westfront.

Der Londoner „Daily Telegraph“ meldet aus Boulogne,
daß die Deutschen die Beschießung von Soissons
ein gestellt hätten. Das Artilleriegeschütz dauerte aber auf
den Höhen zwischen dem rechten Ufer der Aisne und der Stadt
fort. Die Stadt sei noch in den Händen der Verbündeten,
ebenso ein Teil des umliegenden Geländes. Das Gebiet Wille-
meuse-St. Germain sei besonders das Ziel des deutschen
Artilleriefeuers. Die Aisne-Ebene ist von Dury bis St.
Medard le Soissons vollständig überschwemmt.

„Don Republican“ meldet aus Paris: Der Verein
der republikanischen Journalisten nahm in seiner gestrigen
Sitzung eine Tagesordnung an, die die sofortige Abschaf-
fung der politischen Zensur fordert. Die einzige be-
rechtigte Forderung sei die militärische, die jede Veröffentlichung
der Presse im Interesse der Nationalverteidigung prüfen
könne.

Der Kampf in die Nordsee.

Die „Baseler Nachrichten“ melden aus Mailand: 150 eng-
lische Schiffe, Zerstörer und sogenannte Deposchiffe, suchen
die gesamte englische Küste nach Schlupfwinkeln der
deutschen Unterseeboote ab.

Der Kampf um die belgische Küste ist, wie der „Tgl.
Mundsch“ zufolge „Daily Chronicle“ berichtet, erheblich härter
und lebhafter geworden. Auf beiden Seiten wird eine fleißige
Tätigkeit entwickelt. Es habe den Anschein, als ob die Verbünde-
ten angesichts des am 18. Februar beginnenden Unterseebootkrieges
die größten Anstrengungen machen, um in den Besitz der belgischen
Küstenstraße zu gelangen.

Die Londoner „News“ veröffentlicht eine zweite Liste
von 31 französischen und englischen Handels-
schiffen mit einem Gesamtgehalt von 145 050 Tonnen, von denen
jede Nachricht fehlt. Man nimmt an, daß sie verloren sind.

Aus New York wird gemeldet, daß im Senat ein Antrag
eingegangen ist auf Einsetzung des Staatsdepartements gegen
die mißbräuchliche Führung der amerikanischen Handelsflagge
durch fremde Raubfahrtschiffe.

Das Urteil über den englischen Anst.

Die Kopenhagener Zeitung „Politiken“ schreibt in einem Zeit-
artikel: England behauptet, daß der Gebrauch einer neu-
tralen Flagge eine feststehende Praxis als Kriegslist sei.
Man kann nicht leugnen, daß in früheren Zeiten kriegsführende
Mächte gelegentlich dieses Mittel nicht nur bei Handelschiffen,
sondern sogar bei Kriegsschiffen angewandt haben, um dadurch der
Verfolgung zu entgehen. Die Frage ist aber, ob eine derartige
Praxis nicht so weit zurückliegt, daß sie als veraltet betrachtet wer-
den muß. Die Bedingungen sowohl der Seefahrt als auch des
Seekrieges waren in den verschwundenen Zeiten ganz anders als
jetzt. Was im 17. und 18. Jahrhundert allenfalls als Kriegslist
gegolten und damals keine üble Prägung zu haben brauchte, kann
im 20. Jahrhundert außerordentlich unheilvolle und zerstörende
Wirkungen ausüben. Das Auswärtige Amt betont, daß der Ge-
brauch einer neutralen Flagge keine andere Wirkung haben kann,
als daß der Feind gezwungen werde, vorkommende Schiffe als
neutrale zu behandeln und Untersuchungen anzustellen, bevor eine
Beschlagnahme stattfindet. Aber auch diese Auffassung hat ihre
Wurzeln nur in der Vergangenheit und harmonisiert nicht mehr
mit der heutigen Kriegsführung. Bisher schüßte die neutrale
Flagge die Schiffe des betreffenden Staates. Wenn nun Eng-
land das Recht behauptet, die neutrale Flagge sich zum Schutz
seiner Handelsflotte anzueignen, so wird die Folge sein, daß es
keine Grenze für Unsicherheit und Zerstörung im Weltkriege mehr
gibt und die Gefahren der neutralen Schifffahrt ins Ungeheure
wachsen. Unglückliche Verwicklungen sind dann unermesslich.

Gegen die Aushungerung durch England.

Mit brutaler Behaglichkeit hat Herr Churchill in diesen
Tagen einen Berichterstatter des „Morning“ die Vorgänge des
englischen Hungerkrieges dargestellt. „Während Sie und wir“,
sagte er ihm, „frei atmen, gestützt auf das Meer, das wir frei-
gemacht haben, will ich Ihnen mal zeigen, wie sich Deutsch-
land den Atem unterhält.“ Der Minister preßte die Hand auf

den Mund und fuhr fort: „Auf diese Weise kommt ihm die Luft zu. Nun wissen Sie ja, wie ein Anker wirkt, wenn man zugleich handeln muß; eine solche Anstrengung geht aufs Herz. Das weiß übrigens Deutschland auch. Und diese Umschnürung wird sich nicht eher lockern, als es sich auf Gnade und Ungnade ergeben hat: und selbst wenn Frankreich und Rußland vom Kriege ablassen sollten, so werden wir Engländer allein bis ans Ende gehen.“ Das war deutlich, aber es zeigte direkt die Stelle, an der England ebenfalls verwundbar ist. Deshalb ist den Herren auch die Verhängung des Kriegsrechts über die englische Nordsee so unangenehm. Sie erschwert den Engländern das „freie Kühlen“ sehr erheblich.

Aber die Herren Churchill und Genossen scheinen ihre Hungertheorie auch nicht bis ans Ende gedacht zu haben. Die „Köln. Ztg.“ meint nicht unrichtig: Wir haben etwa 600 000 Kriegsgefangene, Engländer, Russen, Franzosen usw. im Lande, die von uns befehligen feindlichen Landesteile sind von etwa 11 Millionen Franzosen und Belgiern bewohnt. Wenn es nun wirklich einmal ans Verhungern ginge, so ist es doch formenlos und selbstverständlich, daß die Reihe zunächst an jene Angehörigen der gegnerischen Stämme fälle, denn kein Deutscher soll darben, so lang jene noch etwas zu beißen haben.

Wegen des Verhungerns macht sich also kein Mensch im Deutschen Reich Sorgen, aber eins ist freilich festzustellen, daß nämlich der brutale Kommunismus, womit man in England eine so niedrige und zugleich feige Methode der Kriegführung verteidigt, die Erbitterung aufs äußerste gesteigert hat.

Sperrung des amerikanisch-holländischen Kabels?

Verschiedenen Berliner Morgenblättern wird über Bonn von gestern über eine Sperrung des amerikanisch-holländischen Kabels berichtet. Während des ganzen Tages ist über das englisch-holländische Kabel nicht eine einzige Meldung in Holland eingelaufen. Die Erscheinung ist umso merkwürdiger, als nach Erkundigung an zuständiger Stelle keine Störung der Kabelleitung vorliegt. Es seien zweierlei Vermutungen aufgetaucht. Einmal die, daß das Kabel von der Regierung für ihren Meinungsaustausch mit den Vereinigten Staaten in Anspruch genommen sei, und dann die andere, daß eine Sperrung des Kabels durch England vorliege, um Mitteilungen über die englischen Truppentransporte nach Holland zu verhindern.

Oesterreich-ungarischer Tagesbericht.

Wien, 9. Febr. (M. A. Nichtamtlich.) Amlich wird verlautbart: 9. Februar, mittags. In Polen und Westgalizien keine Veränderung; Geschützkampf. Im westlichen Balugebirge gelang es gestern nachmittags den verbündeten Truppen, einen von den Russen hartnäckig verteidigten Ort nördlich des Sattels von Belowes nach mehrstündigen Kämpfen zu nehmen. Zahlreiche Gefangene wurden gemacht, viel Munition und Kriegsmaterial erbeutet. An der ukrainischen Karpatenfront heftige Kämpfe. Im westlichen Abschnitt scheiterten mehrere russische Angriffe, wobei 340 Gefangene und 3 Maschinengewehre in unsere Hände fielen.

Die Vorrückung in der Bukowina schreitet fort. Bama wurde von uns besetzt.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes: v. Höfer, Feldmarschallleutnant.

Kämpfe in den Karpathen und in Polen.

Die allgemeinen Darlegungen unseres gestrigen Artikels über Schwierigkeiten des Gebirgskampfes werden durch die folgenden Mitteilungen aus dem österreich-ungarischen Pressekorrespondenz bestätigt: Die Marschbewegung der Truppen ist ausschließlich an die Talwege gebunden. Diese Marsche gehen mühselig von Station zu Station und die Entwicklung zum Gefecht ist ungemein schwierig. Der Feind drückt mit sehr beträchtlichen Kräften gegen die Dufschurde und führt unablässig neue Truppen heran. Er befindet sich an der übrigen langen Front in vorzüglich besetzten Stellungen, die sehr schwer zu nehmen sind. Unter diesen Umständen werden umgeachtet der größten Anstrengungen der im nördlichsten Ungarn Band in Hand kämpfenden österreich-ungarischen und deutschen Truppen alle Unternehmungen verlangsamt. Erfolge, die abwechselnd von

beiden Seiten erzielt werden, haben nur örtliche Bedeutung. Es ist ein schweres und schmerzliches Ringen, das den höchsten Einsatz von den Kämpfenden erfordert, das die bittersten Mühsale im Gefolge hat und doch nur sehr langsam zum Ziele führen kann. Manövresungen über weit vorausblühende Operationen sind mühsig, solange die natürlichen Schwierigkeiten auf dem karpatischen Kriegsschauplatz hängen wie drüber der Fieber die Geleise vorziehen. Wir müssen zufrieden sein, wenn es uns gelingt, ohne unsere übrigen Fronten zu schwächen, die Russen Schritt für Schritt aus dem Grenzgebirge zurückzudrängen und ihre gleichzeitigen Versuche, nach Ungarn durchzubrechen, abzuweisen. Daß diese Aufgabe mit der Zeit zu einem guten Ende geführt wird, dafür sprechen die Ergebnisse der bisherigen Kämpfe der seit Wochen gegen eine übermächtige Anzahl und gegen die Ungunst von Boden und Witterung heldenmütig und zähe ringenden Verbündeten.

Die Krakauer Zeitung „Naprzód“ entnimmt der „Nowoje Wremja“ die Meldung, daß die Deutschen bereits an mehreren Punkten die russische Stellung vor Warschau durchbrochen haben. Weiter meldet das russische Blatt „Nietich“, daß die Russen sich aus ihren Stellungen am Nowolisski aus strategischen Gründen zurückgezogen haben und sich auf die Verteidigungslinie Wlozka beschränken, da diese Linie mit wenigen Truppen verteidigt werden könne.

Das russische Erbäbel.

Wien, 9. Febr. (M. A. B.) Die ungarische Presse berichtet über unerhörte Mißbräuche, die sich die russischen Eisenbahnfunktionäre bei der Verladung von Lebensmitteln nach dem Königreich Polen zuschulden kommen lassen. Diese Mißbräuche bestehen hauptsächlich auf der Südwestbahn, wo ohne Bezahlung eines reichlichen „Vösegeldes“ Mehl, Kohlen und andere Transportbedarfsartikel nicht verladen werden. Von einem Zuge mit 25 Waggons, der nach Warschau bestimmt war, trafen dort unmittelbar nur 3 Waggons ein, da sich bei diesen Agenten befanden, die unterwegs Vösegeld zahlten. Das ist der Grund, weshalb es in Warschau an Mehl, Kohlen und anderen Artikeln fehlt. So bereichert sich die russische Vösegeldsucht auch an dem Elend und Hunger in Polen.

Ein interessanter Erlass.

Kopenhagen, 9. Febr. (M. A. B.) Ein Erlass des russischen Kriegsministers lautet: Trotz mehrfacher früherer Erlasse mehren sich die Fälle, wo unerhörte Verhöhnungen in den Kasernen herrschen. Defen, Fenster, Türen, Betten werden schwer beschädigt, Klosetts zertrümmert, Wasserhähne werden geöffnet, so daß die Räume überschwemmt werden, Gasleitungen werden zerstört und mit Abfällen und Kot verunreinigt. Die Kasernen sind oft längere Zeit wegen der notwendigen Ausbesserungen der Verhöhnungen unbewohnbar. Alle Verhöhnungen dieses Erlasses werden mit der größten Strenge bestraft werden.

Morgan als Väterchens Bankier.

London, 9. Febr. Die „Morning Post“ meldet aus Washington: Morgan erhielt von der Morgangruppe eine Anleihe von 5 Millionen Pfund Sterling. Das Syndikat besteht aus 15 der leitenden Bankfirmen. Der Zinssatz beträgt etwas über 6 Prozent.

Gliederpost aus der belagerten Zeitung.

Aus dem belagerten Arzengel schreibt der Wiener Genosse Julius Reiter, der bei der Festungsartillerie dient, an seine Frau: Arzengel, 11. Jänner.

Durch die Güte eines Kollegen aus Teplitz, mit dem ich oft Briefe, dürfte es mir gelingen, Euch, meine Lieben, ein Schreiben zukommen zu lassen. Ueber die feindliche Belagerungsarmee hinweg wird dieser Gliederpost meiner Frau und meinen Kindern, die mir täglich im Gedächtnis sind, Nachrichten und Grüße bringen. Ich bin gesund und habe bis heute, nach siebenwöchiger Belagerung, keine Not gelitten. Ich bin in einer hübschen Baracke untergebracht, habe ein schönes Nachtlager in der Nähe des Ofens und — wie jeder andere auch — zwei molle Deden. Die Verpflegung ist den Verhältnissen entsprechend gut. Wir bekommen jeden Tag Suppe und Fleisch, frisches schwarzes Kaffee, zum Nachtisch Reisuppe und täglich Brot; zuweilen sogar ein Viertel Wein. Weihnachten haben wir schon gefeiert, uns nach Möglichkeit unterhalten und sogar gesungen. Ein schöner großer Baum wurde aufgestellt; das Gedächtnis des An-

des wohl keiner aus solchem Gedächtnis. Und doch, wie schmeckt draußen das Essen, wenn man es bekommt, was durchaus nicht jeden Tag der Fall ist, und gar, wenn man es warm bekommt. Ich ab mittags in der Regel die verabreichten Erbsen oder die Kartoffeln mit einem tüchtigen Stück Kommissbrot, das Schweinefleisch — fast unsere tägliche Kost — abends kalt. Ein Stück Speck hebt man sich auch wohl auf, um die Stiefel damit zu schmieren. Trotz dieser einfachen Lebensweise wird nirgends so viel als im Schützengraben vom guten Essen geredet. Jeder beiderseits die Zubereitung seiner Leibespeise und manchem wässert dabei der Mund. Es fehlt auch nicht an Versuchen, Speisen, besonders Liebesgaben, besonders herzurichten. Da werden Würste am Bajonett geröstet, Kartoffeln gebraten, und schickt jemand Zucker — man sollte in jedes Liebespaket ein paar Stückchen verbuden —, so kann der Kaffee, der für gewöhnlich ohne Zucker und Milch genossen wird, gesüßt und vielleicht auch durch Kognak oder Rum verbessert werden.

Das Leben im Felde härtet rasch ab. Ganz merkwürdig ist es, wie sich die Sinne klären, besonders das Auge und das Ohr. Man merkt das, wenn ein Rochschuß der Jungen kommt. Sie haben noch nicht das feine Ohr für verschiedene Geräusche und müssen erst lernen, auf die Ferne hin oder in der Dunkelheit zu beobachten. Durch sie wird man auch erst aufmerksam, wie man sich an die Schießerei gewöhnt hat. Guten Humor findet man überall bei uns. Da trägt einer ein Gedicht vor, andere singen, man spielt Mühle auf selbstverfertigten Brettern; und dann die Mundharfe, ihre Klänge werden immer gerne gehört und auf dem Morde befestigt sie die matten Glieder.

Wohl jeder hat ein paar Kameraden, an die er sich näher anhängt. Man teilt die Liebesgaben, hilft einander auf, so gut es geht. Man erzählt sich von den Seinen zu Hause und in der Stunde der Gefahr weiß man, daß es einer, auf den man sich unbedingt verlassen kann. Wenn mir was passiert, da schreibe ich heim. Das ist ein heiliges Versprechen und es wird gehalten. Wohl dem, der seinem lieben letzten Liebesdienst erweisen muß. Oft genug kommt es vor, daß man abformidiert wird; und bis man zurück kommt, ist die Kompanie oder der Zug abgerückt, um in ein Gefecht einzutreten. Es vergehen Tage, bis man sich wiederfindet. Triffst man sich dann, welche Freude! „Du lebst!“ Und man schüttelt sich die Hände, als hätte man sich jahrelang nicht mehr gesehen.

Während ich übernahm. Während der Feiertage hatten wir auch einmal Tee mit Rum oder guten Kaffee mit Zeltchenzweck. Das hat sein geschmeckt! Kurz und gut, es waren Sol- denfeiertage, die um so schöner waren, je weniger die Russen uns an diesen beschaffen. ... Paar Kreuzer hat wohl ein jeder, oder es ist nichts zu bekommen, höchstens dann, wenn man alles doppelt oder dreifach bezahlt. In der Stadt, die etwa sechs Kilometer von unserer Stützlinie entfernt liegt, sind die Gast- und Kaffeehäuser gesperrt, bloß die Weinen- und Tuchhändler verkaufen ihre Waren zu enorm hohen Preisen. Das Kinotheater ist geschlossen; ich habe es mir auch einmal angesehen, und es hat mir gut gefallen. Vorigen Monat haben wir viel mit den Fliegern zu tun, täglich wurden von ihnen Bomben geworfen. Einmal fiel eine solche Bombe in unser Lager, zum großen Glück etwas zu früh, denn sie zertrümmerte nur die Offizierskantine, während die Offiziere noch nicht im Lager waren. Diese Bomben sind fürchterlich! Wir haben die Flieger immer davon gejagt, und jetzt ist wieder eine Weile Ruhe vor ihnen. Aber wie lange? ...

Deutsche Ausichten in Polen.

In dem Feldpostbrief eines deutschen Offiziers über sein vorzügliches Quartier bei einem polnischen Adligen veröffentlicht die „Köln. Ztg.“ auch einige gute Beobachtungen über die deutschen Ausichten in Rußisch-Polen. Der Briefschreiber sagt nämlich von den Unterhaltungen mit der Schloßgesellschaft:

„Man konnte diesen entnehmen, daß außer den Juden kein Stand im Königreich Polen aus Deutschen Jungeung entgegen- kommen würde, trotz der russischen Mißwirtschaft, die als eine Folge der Korruption aller Verwaltungsorgane anzusehen sei. Der polnische Bauer werde von der russischen Regierung auf Kosten der mittleren Schicht bedrückt, während der große Latifundienbesitz besondere Vorrechte genieße und durch seine Verbindungen nach oben für die Verwaltungsorgane fast unantastbar bleibe. Nun erstrecke sich aber die Abnutzung der polnischen Magnaten gleichmäßig auf Russen und Deutsche, nur für die Franzosen mit ihrem Paris beglückten Wohlstand im Osten. Deutsche Verwaltung mit ihrer unbefehligen Regelmäßigkeit, ihrer Ordnung und ihrem wohlthätigen Zwange würde in Polen zunächst eine mißtrauische, ziemlich tiefgehende Unbehaglichkeit erzeugen. Hundertjähriger Scheldian mit unbegrenzten Verschwendungsmöglichkeiten in sämtlichen Zweigen der ohnehin rückständigen, äußerst schwerfälligen Verwaltung läßt hoffnungslos tief eingewurzelt. Es würden Jahrzehnte dahingehen, bevor da Wandlungen eintreten. Andererseits könnte aber in Polen durch Anlage guter Straßen, Konfessionierung von Kleinbahnen, gründliche Ausbesserung des zum großen Teil guten Bodens eine gewaltige Steigerung der Ertragsfähigkeit erzielt werden.“

Es ist kein Wunder, daß sich die polnische Adelsgesellschaft mehr oder weniger solidarisch mit der russischen fühlt. Werkwürdig nur, daß man sich von einer preussischen Junferberr- schaft dort so wenig verpricht. Es scheint, daß diese nicht bloß im eigenen Lande gründlich verurteilt ist. Sorgen wir deshalb im Interesse der Achtung Deutschlands dafür, daß sie nicht wiederkehren kann!

Zwangsarbeitsverträge für russische Landarbeiter.

Die russischen Landarbeiter, die sonst im Dezember das Reichs- gebiet zu verlassen hatten, mußten diesmal in Deutschland bleiben. Der stellvertretende Kommandierende General des zweiten Armeekorps in Stettin hat nun befohlen, daß in seinem Korpsbereich mit dem 15. März die Sommerkontrakte mit Bezug auf Lohn- und Deputatzahlung wieder in Kraft treten. Nach wie vor sind die im militärischen Alter von 17 bis 45 Jahren stehenden Russen, wenn nicht als Kriegsgefangene, so doch als zwangsweise im Ortspolizeibezirk festgehalten zu behandeln und auf das Strengste zu beobachten. Das unmittelbare Ueberschreiten der Grenze bleibt nach wie vor verboten; auch die Ausreise durch neutrales Land bleibt den Frauen, Mädchen und nicht im militärischen Alter stehenden verschlossen, sobald sie durch abgeschlossene Verträge gebunden sind.

Wo es noch nicht geschehen ist, sind baldigst für die Zeit vom 15. März bis etwa Mitte Dezember mit sämtlichen Russen Arbeitsverträge abzuschließen. Kommt bis zum 20. Februar ein solcher nicht zustande, so hat der Arbeitgeber unterzüglich dem Landrat Anzeige zu erstatten und dieser dem stellvertretenden Generalkommando. Es wird dann zwangsweise der Normalver- trag der Landwirtschaftskammer für russische Schnitter aus dem Jahre 1914 befohlen werden. Es wird dabei bemerkt, daß bei etwaiger Beendigung des Krieges im Laufe des Jahres nur die freiwillig abgeschlossenen Verträge, nicht aber die zwangsweise be- stimmten, ihre Gültigkeit behalten.

Seuilleton.

Urlaub in die Heimat.

Dem verwundeten Krieger können, wenn seine Genesung fortgeschritten, ein paar Tage Urlaub zum Besuche seiner Eltern gewährt werden. Man freut sich, so erzählt ein Verurlaubter, sehr auf dieses Wiedersehen; und gerne erzählt man den Seinen von den Erlebnissen draußen im Felde. Aber man muß auch Verwandte und Bekannte auffuchen und diese wollen ebenfalls alles erfahren, was einem draußen passiert ist. Es ist schrecklich, immer wieder die gleichen Geschichten vor- tragen zu müssen. Die Leute bekommen gar nicht genug und ist man mit seinem Bericht fertig, so kommandieren sie ein- fach: Weiter! Was noch?

Dabei werden die lächerlichsten Fragen gestellt. So hat mich noch jeder mit großem Interesse gefragt, was man tun muß, wenn man bei einem Sturmangriff das Bedürfnis hat, auszutreten.

Vom Leben und Treiben im Schützengraben haben manche sonderbare Vorstellungen. Ob's eine Uhr gibt, auf die jeder schauen kann, fragte mich einer. Andere glauben, die Unterstände seien mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet. „Aber ein Kanapee fehlt doch in keinem Schützengraben, das habe ich gelesen“, meinte eine Bekannte von mir. „Das wird doch requiriert.“ Und sie war sehr entrüstet, als ich sie aus- lachte. Freilich, wer draußen in der Kälte vor dem Feinde auf Patrouille war, dem die Augen um die Ohren piffen, der ein Gefecht mitgemacht und die Strapazen eines Gewalt- marsches ertragen hat, der nachhause im Freien lag, ohne Schutz und ohne Nahrung, der jaget den Schützengraben und seine dürftigen, primitiven Einrichtungen. Wie wohlta ruht sich's da auf dem harten Brett, den Tornister unter dem Kopf; und wenn gar erst ein Bund Stroh vorhanden ist! Einmal trennten wir ein Bauernhaus in die Luft, das uns in der Schützengraben lag. Vorher räumten wir das verlassene Haus aus und da gab es auch Federbetten für unseren Schützengraben. Und Krüge und Teller. Für gewöhnlich reicht man aber mit der Menagierkassette aus. Man reißt sie mit Erde aus und füllt sie mit kaltem Wasser. So sehr man sich aber auch bemüht, ganz rein kann man sie nicht machen und zu Hause

Ich hatte im Offiziersunterstand Telephondienst, als der große Sieg in Polen gemeldet wurde. Mein Hauptmann beauftragte mich, das sofort der Mannschaft im Schützengraben zu melden. Es war schon dunkel; meine Nachricht pflanzte sich fort wie Lauffeuer und Hurra! Hurra! erklang es auf der ganzen Linie. Die Franzosen, die 300 Meter vor uns lagen, mußten in jener Nacht sicher geplündert haben, daß ein Sturmangriff bevorstehe. Wir aber, Offiziere und Mann- schaften, glaubten damals nichts anderes, als daß bis Weih- nachten der Krieg zu Ende wäre.

Das kam dann freilich ganz anders. Zwei Tage vor Weihnachten lagen wir in Ruhe. In einem Hause war der Weihnachtsbaum geziert, die Liebesgaben und die Weihnachts- listen von zu Hause waren unterm Baum ausgebreitet; alles war schon arrangiert, da warf der Feind eine Brandgranate in das Haus und unsere ganze Weihnachtsfreude ging in Feuer auf. Am ersten Weihnachtstages lag ich wieder draußen auf vorgehobener Patrouille, dürrig hinter einem Busch ge- deckt. Mittags bezogen draußen französische Alenjäger in großer Verärgerung die Stellungen und bald ging der Spektakel los. Wütendes Artilleriefeuer, Infanteriefeuer von drei Seiten. Eine Granate verpöschelte mich und zwei Kameraden. Da arbeitete mich heraus, da trat mich eine Kugel in die Hüfte. Was weiter passierte, weiß ich nicht, als ich abends 9 Uhr wieder zu mir kam, lag ich in einem Bett im Feldlazarett. Lange konnte ich mich nicht der Ruhe erfreuen, denn Granaten fielen ins Lazarett. Man schleppte mich in den Keller, und da dieser auch keine Sicherheit bot, packte man mich, in Seid und Hose, mit einem Mantel bedeckt, in ein Auto und fuhr mich zurück in ein anderes Lazarett.

Die Schutzeliebungen — ich hatte auch zwei Streifschüsse an den Händen — heissen überraschend schnell. In ein paar Tagen bin ich wieder an der Front. Der Abschied von zu Hause wird schwer fallen, schwerer vielleicht als das erste Mal. Aber doch sind meine Gedanken schon wieder draußen bei den Kameraden. Wie wird es ihnen gehen, wo wird meine Kom- pagnie stehen? Welche Freude werden sie haben, wenn ich wieder komme. Wir fühlen uns sehr solidarisch da draußen, keiner will es besser haben als der andere. Und so sehr sich jeder freut, heim zu kommen, so wollen wir doch, daß alle die Freude haben. Und das wird sein, wenn der Friede er- kämpft ist.